

## Die Behandlung der in Frankreich zurückgehaltenen Oesterreicher und Deutschen.

Wien, 11. November.

Ein österreichischer Provinzkaufmann, der in französischer Zivilinternierung war und jetzt bei der Heimkehr durch die Schweiz auf der Durchreise nach Wien kam, berichtet, daß es ihm in den drei Monaten seiner Konfinierung gut erging. „Ich gehöre“, erzählt der Mann, „zu jenen, die, als sie die Gefahr erkannten, nicht mehr rechtzeitig herauskamen“. Sie habe allerdings auch weiter nicht viel zu erleiden gehabt, außer, daß ich von meiner Heimat ferne, ohne persönlichen Verkehr mit Familie und Freunden und in meinem Beruf gestört war. Mein unfreiwillig verlängerter Urlaub, der sehr große „Spezen“ machte und doppelt kostspielig dadurch wurde, daß er mir die Fortführung und Abwicklung wichtiger Geschäfte hinderte, war eigentlich unangenehm nur dadurch, daß man mich und meine reichsdeutschen Schicksalsgenossen mit Nachrichten über kriegerische Sensationserfolge der Entente hängelte und daß wir in der Konfinierungsstation finanziell in jeder Weise „überhalten“ und ausgebeutet wurden, wobei man aber unsere Bemerkungen über „Ausbeutung“ mit gutem Humor hinnahm.

Nachrichten über schlechte Behandlung der Fremden oder Grausamkeiten hörte ich erst auf der Reise und kann sie aus eigener Wahrnehmung nicht bestätigen. Allerdings waren wir — eine kleine Kolonie wohlhabender Deutscher — im Hotel untergebracht und verzehrten müßiggehend unser Geld. Mitte Juli war ich auf einer Geschäftsreise in der französischen Schweiz, meldete nach Hause, daß ich meine Ferien antrete und begab mich, da ich Paris und andere große Städte Frankreichs gut kenne, in das landschaftlich interessante Bergland des französischen Südostens. Ich hatte keinen festen Reiseplan, trat bei Genf über die Grenze und gedachte meine Tour etwa in einem Bogen ans Meer hin zu machen und in drei Wochen über die Riviera oder zur See heimzukehren. Die Kriegsnachrichten und die ersichtliche Aufregung Ende Juli überraschten mich in einer kleinen Stadt und ich wollte sofort das nächste Konsulat aufsuchen, um meine Abfahrt zu suchen, kam aber nicht mehr dazu. Zur Präfectur vorgeladen, dachte ich, meinen Reisepaß und meine dauernde Militäruntauglichkeit, erwiesen durch einen sichtbaren Körperdefekt, würden genügen, mich zu befreien. Es wurden aber französische Personalpapiere verlangt, und da ich keine besaß, kam ich als „ausweislos“ in Präventivhaft. Vor Ablauf der gesetzlichen Frist erfolgte die Kriegserklärung zwischen Deutschland und Frankreich, und ich wurde als „verdächtig“ in „Verwahrung“ genommen, das heißt, im Arrest belassen. Ich durfte mich selbst verpflegen und wurde — zwar nicht respektvoll, sondern von oben herab — aber nicht schlecht behandelt. Telegraphische Identifizierungen durch Schweizer französischer Geschäftsleute und die persönliche Agnoskierung durch einen bekannten Franzosen, der eine mehrstündige Reise machte, um mir beizustehen, erwirkten meine Entlassung, die gegen Bürgschaft und auf den Handschlag hin, daß ich hier verbleibe, erfolgte. So lebte ich im Hotel, hatte außer periodischer Meldung bei der Präfectur und außer dem Verbote des Briefverkehrs keine Einschränkung. Meine Dokumente blieben bei der Behörde. Ich war der einzige Oesterreicher. Außerdem waren mehrere junge Deutsche aus gutem Hause hier, die interniert verblieben, und eine deutsche Familie, die freiwillig beisammen bleibt, weil der Mann und der älteste Sohn nicht heimdürfen. Ich hab' es übernommen und ausgeführt, ihre Familien über ihr Schicksal aufzuklären und zu beruhigen und habe vor der Abreise auch Franzosen gesprochen, die aus Deutschland heimkehrten und von denen einer dieser internierten Familie zufällig Nachrichten aus der Heimat bringen konnte. Schon zehn Tage vorher, als der „Austausch“ diplomatisch perfekt war, gestattete man mir nach Hause eine Meldung abzugeben. Ich beherrschte die französische Sprache und erwirkte die Erlaubnis zu einem kurzen Brief dadurch, daß ich einem Schreiber, der eine Art niederer Amtsperson ist, vor dem Beamten den Brief diktierte, in welchem ich nur mitteilte, daß ich wohlhau hin und bald heimkehre. Selbst zu schreiben, hätte man mir verwehrt, da ich nach Meinung des Beamten allerlei hätte hineinmischizieren können — ich weiß allerdings nicht, was! Der Schreiber erhielt ein Douceur, der Beamte prüfte das Blatt, das er selbst mitten aus seinem Papiervorrat herausgeholt hatte, von allen Seiten und drückte seinen Stempel auf.“